

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 72 (1992)
Heft: 1

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Streit um die Zeit

Der neue Kalender – Anmerkungen zu einem vergessenen Kleinkrieg um verlorene Tage

*Hastu ein Schwein, so schlacht es ab,
Mach Wurst, such Kurzweil,
dich wohl gehab,
Als wärs im Mai, nur warm dich halt
Iss wohl, trink wohl, so wirst du alt.*

(Dezemberregel in einem Kalender)

1582 ordnete *Papst Gregor XIII.* den neuen Kalender an. Er bewerkstelligte so die Angleichung des Sonnenjahres an das Kalenderjahr. Auf den vierten Oktober folgte für einmal sofort der 15. Die Kalenderreform korrigierte die geringfügigen Fehler des Julianischen Kalenders, die sich bis 1582 auf zehn Tage summiert hatten. Während die Einführung des Gregorianischen Kalenders im Kirchenstaat und in den katholischen Ländern Europas ohne grössere Schwierigkeiten verlief, wurde die Kalenderreform in reformierten und paritätischen Regionen lange als päpstliches Diktat aufgefasst und entsprechend heftig bekämpft. In den Ländern der autokephalen Ostkirchen schliesslich war die Zeit für die Kalenderreform erst mit dem Ersten Weltkrieg reif geworden.

Innenansichten aus je einer dörflichen und im nationalen Kontext peripheren Region der West- beziehungsweise Ostkirche aus der Zeit der Kalenderreform zeigen Argumentationsmuster und Reflexe auf, wie sie manchenorts ansatzweise noch aus der jüngeren Diskussion um Vor- und Nachteile einer einheitlichen Sommerzeit bekannt sein dürften.

1700 gingen die reformierten Stände des Deutschen Reiches sowie Dänemark, 1752/3 schliesslich auch England und Schweden, zur neuen Zeitrechnung über. An der Schwelle zum 19. Jahrhundert pflegten im westlichen Teil Europas lediglich noch eine Handvoll Eidgenossen die religiösen Feste mit einigen Tagen Verspätung zu begehen. Nachdem 1803 der Kanton Appenzell Ausserrhoden den neuen Kalender angenommen hatte, verblieben auch auf dem Territorium der Eidgenossenschaft nur noch einzelne reformierte oder paritätische Gemeinden aus dem Freistaat der Drei Bünde übrig, aus dem mit der Mediationsverfassung von 1803 der Kanton Graubünden geworden war. Hier galt nach wie vor die alte Zeit. Die Vorteile der durchgängigen Gleichförmigkeit der Zeitrechnung vermochten ihren Bewohnern weder die aufklärenden Bemühungen der Kantonsbehörden noch die Ermahnungen der Seelsorger schmackhaft zu machen. Dem neuen Kalender haftete noch immer der Geruch des päpstlichen Diktats an.

Die Zeit galt als rein dörfliche Angelegenheit. Die Zeit der Kirche existierte im Dorf parallel und mit sporadischen Reibungen zur Zeit der Bauern. Für ihr Tagwerk war eine willkürliche Mischung aus Stundenangaben, Sonnenaufgang und Glockengeläut massgebend. Im Dorf regierte die Glockensprache. Beobachtung der jahreszeitlich bedingten Veränderungen in

der Natur waren für die Organisation des Landwirtschaftsjahres wichtiger als die Uhrzeit. Auf der Alp ersetzen Kerben und Kreuze am Stecken den Kalender. Die Heiligtage waren fest an eine landwirtschaftliche Bedeutung gekoppelt. Ein Kalenderwechsel hätte nach einer Neuordnung des Bezugssystems gerufen. Kalender in Buchform waren weit verbreitet und bildeten zusammen mit der Bibel, dem Gebetbuch und vielleicht einem Brevier die Bibliothek im bäuerlichen Haushalt. Die Kalender enthielten unzählige nützliche Regeln und Tips für fast alle Lebensbereiche. Der Kalender gehörte zum Leben, mehr noch, er bestimmte es mit. *Jakob Bott* wies 1862 in seiner aufschlussreichen Schrift über die Einführung des neuen Kalenders in Graubünden auf die überragende Bedeutung des Kalenders im bäuerlich geprägten Dorf hin: «*Können wir uns wohl darüber wundern, dass gut orthodoxe Protestanten, welche, wenn sie vom Gregorianischen Kalender hörten, schwerlich nur an die veränderte Zeitrechnung, sondern an den Kalender mit seinem ganzen damaligen anderweitigen Inhalt dachten, sich mit Eifer dagegen verwahrten, dass ihnen der Papst nicht nur die Zeit dictiren, sondern auch die Feier ihrer Feste vorschreiben, das Wetter machen, ihre landwirthschaftlichen Arbeiten regeln und vollends als Arzt und Verräther ihrer ehelichen Geheimnisse ins Haus schleichen sollte?*»

Nach einem frühen und erfolglosen Versuch, in der Kalenderfrage eine einheitliche Lösung für alle Drei Bünde anzustreben, blieb es den weitestgehend selbständig organisierten Gerichtsgemeinden freigestellt, den neuen Kalender anzunehmen oder ihn abzulehnen. Im selbständigen Status der Gerichtsgemeinden, der in der Verfassung von 1814 erneut bekräftigt wurde, liegt die

Hauptursache dieser für Graubünden signifikanten Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Erst die Verfassung von 1854 führte zur Vereinheitlichung, indem sie vor allem die Verwaltungsfunktion der Gerichtsgemeinden hervorstrich.

In den katholischen Gemeinden der Drei Bünde war die Kalenderreform 1623/4 abgeschlossen. In vielen paritätischen Gemeinden existierten die beiden Kalender über ein Jahrhundert hinweg parallel. Ein Spannungsfeld zwischen Anpassung und Unterwerfung, zwischen Dominanz und Toleranz prägte das einzelne Dorf. Meist liessen die durch die verschiedenen Kalender entstandenen Alltagsprobleme und Störungen im Erwerbsleben die Idee der Anpassung innerhalb der lokalen oder regionalen Minderheitskonfession reifen. Von Wichtigkeit war allgemein die Intensität der Interdependenzen mit der Aussenwelt via etwa Emigration, Handel oder Säumerwesen. Sie determinierte den jeweiligen Grad an auferlegter Isolation oder an selbstgewähltem Isolationismus der einzelnen Siedlung. Die letzten reformierten Gemeinden schliesslich konnten erst durch den kantonalen Beschluss von 1811 zum widerwilligen Einlenken in der Kalenderfrage gedrängt werden.

Die Meinungsverschiedenheiten in der Kalenderfrage wurden in Wort und Schrift, aber durchaus auch mittels Brachialgewalt ausgetragen. Von zentraler Bedeutung war dabei in vielen Dörfern buchstäblich der Kampf um den Kirchturm. *Jakob Bott* orientiert uns über die «stürmische» Lage der Dinge in Ilanz, der ersten Stadt am Rhein, in den Jahren 1785/6: «*Es giebt jetzt noch alte Männer in Ilanz, welche sich lebhaft der <mörderischen> Prügeleien erinnern, welche nach dem öffentlichen Gottesdienst in*

der Kirche, vor der Kirche und gelegentlich in Wirtshäusern zwischen den «Alt- und Neugläubigen» geliefert wurden. Dieser Unfug griff namentlich an Fest- und Feiertagen am ärgsten um sich, weil sie die Einen nach dem alten, die Andern nach dem neuen Kalender gefeiert wissen wollten und sich gegenseitig die Benutzung der Kirche streitig machten. Jede Partei eilte «an ihren Tagen», wie man sich auszudrücken pflegte, in den Thurm, um die Festzeit einzuläuten. Die Gegner stürmten gemeinlich nach, weshalb es dann im Thurm Prügel absetzte, wobei abwechselnd die Alt- oder Neugläubigen obsiegten, die Widerpart aus dem Felde schlugen und ihren Willen durchsetzten.» Ende des 18. Jahrhunderts durchzogen französische, österreichische und russische Truppen das Land und brachten viele Bewohner an den Rand des Ruins. Als 1799 französische Truppen ins Bündner Oberland eindringen, kehrte dort in der Kalenderfrage wenigstens äusserlich vorübergehend Ruhe ein. Viele Talbewohner glaubten allen ernstes, Napoleon Bonapartes Truppen, zumal als Anhänger der Gregorianischen Neuerung, hätten nicht zuletzt der neuen Zeitrechnung Nachdruck zu verschaffen.

Ein Zeitgenosse erwähnte in seinen Tagebuchblättern aus dem Jahre 1804 die konservative Rolle der Frauen in der Kalenderfrage: «In Pignieu (im Schamserthal) hatten die Männer ihn angenommen, aber die Weiber empfingen sie mit Fäusten und Nägeln, da änderten die belehrten Ehemänner es wieder.» Auch in einem weiteren Schamser Dorf bestimmten offensichtlich die «Weiber» die Zeichen der Dorfzeit: «In Donath kamen die Weiber mit den Bibeln auf das Rathaus und bewiesen der Obrigkeit aus der Schrift ihre angebliche Ketzerei. Ein Weib daselbst feierte für sich die alte Zeit

und ging seit der Annahme der neuen nie mehr zum Abendmahle, bis sie starb.» Nach Möglichkeit wichen «Altgläubige» in benachbarte Gemeinden aus, die noch nicht durch die neue Zeit «verdorben» waren. Im Dorf Klosters wurde 1804 Ostern nach dem neuen, Pfingsten jedoch bereits wieder nach dem alten Kalender gefeiert und Pfarrer Coaz wegen seiner Agitation für die Neuerung von der Gemeinde kurzerhand abgewählt. 1805 rügte die evangelisch-reformierte Synode das Verhalten der Altgläubigen als «abergläubisch». Die Aufklärungsarbeit von der Kanzel und in den Schulen wurde intensiviert. Im Domleschg kehrte 1806 Scharans durch Mehrheitsbeschluss zum alten Kalender zurück. Selbst unter den Pfarrherren gehörten Zwietracht und Erbitterung, Drohungen und Bestechungen zur Tagesordnung.

Am 20. Mai 1811 erklärte der Grosse Rat des Kantons Graubünden den neuen Kalender unter Androhung gerichtlicher und militärischer Folgen zum einzig gültigen für das gesamte Kantonsgebiet. Bereits ein Jahr vorher war er auf Regierungsbeschluss in den an den wichtigen Transitstrecken gelegenen Gemeinden in Kraft getreten. Im Herbst desselben Jahres erklärten zwei Gemeinden in einem Schreiben an die Kantonsregierung, dass sie ungeachtet der verschiedenen eingegangenen Aufforderungen weiterhin der «alten Zeit» den Vorzug geben und baten stolz um Verständnis: «Ist die Beibehaltung des alten Kalenders ein Vorurteil, so lasse man es uns und bemitleide uns als Schwache.»

Dem anschliessend ergangenen Entscheid eines Spezialgerichtes mussten sich mit Grüşch, Schiers und dem Avers schliesslich auch die letzten renitenten Gemeinden beugen. Neujahr 1812 wurde im ganzen Kanton nach neuem Stil

eingeläutet. Volle 230 Jahre nach der päpstlichen Anordnung konnte Graubünden die Kalenderfrage als erledigt ad acta legen.

Die dem östlichen Ritus angehörenden Staaten hielten noch ein weiteres Jahrhundert am Julianischen Kalender fest und waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts dreizehn Tage hinter der neuen Zeitrechnung zurück. Noch während des Ersten Weltkrieges führte Bulgarien die Kalenderreform durch. Die russische Revolution 1917 fiel noch in die «alte Zeit». Rumänien erliess seinerseits 1924 ein entsprechendes Kalendergesetz, während sich in diesen Jahren auch ein Spezialkomitee des Völkerbundes mit der Kalenderproblematik auseinandersetzte. Zusammen mit Siebenbürgen, Teilen des Banats, der Nordbukowina und der Süddobrukscha war auch Bessarabien am Ende des Ersten Weltkrieges Rumänien zugesprochen worden. In der gesamten Zwischenkriegszeit stand die zentralistisch-autoritäre Innenpolitik ganz im Zeichen der Konsolidierung des Nationalitätenstaates. Ein Feldforschungsbericht aus dem bessarabischen Dorf Cornova aus dem Jahre 1932 erlaubt Einblick in Aufnahme und Wirkung der von Bukarest verfügten Neuerung auf Dorfebene. *Ion Zama*, der angesehene und einflussreiche Pfarrer der Orthodoxen Kirche, verkündete und erklärte die in der Hauptstadt getroffene Entscheidung, was jedoch nur einen Teil der Dorfbevölkerung zu überzeugen vermochte. Viele sahen in der neuen Zeitrechnung einen äusseren Feind. Der Geistliche zelebrierte die kirchlichen Feste nach neuem Stil, doch schon unmittelbar nach dem Osterfest 1926 wurde er von den Rebellierenden dazu gezwungen, die Feier ein zweites Mal, diesmal nach altem Stil, in der Kirche zu begehen. Dies

veränderte die Dorfatmosphäre nachhaltig: *«Der Pfarrer fügte sich und zelebrierte die Osterfeier auch für die Aufwiegler, was der Sache eine neue Wende gab: Im Dorfe Cornova feierte also der Pfarrer, gezwungen durch die Umstände, zweimal Ostern in einem einzigen Jahr. Diese Tatsache provozierte einen Zustand der Erregung; diejenigen, die Ostern nach neuem Stil gefeiert hatten (insbesondere diejenigen, die dem Wort des Pfarrers nur deswegen gefolgt waren, weil sie ihm vertrauten), also gerade die, die sich dem ersten Beschluss gebeugt hatten, sie rebellierten diesmal und bezichtigten den Pfarrer, sämtliche christlichen Regeln gebrochen zu haben; und so kehrten die meisten von ihnen zum Kalender nach altem Stil zurück.»* In mühsamer Kleinarbeit, namentlich bei kirchlichen Ritualen und Feiern im Familienkreis, versuchte der Dorfgeistliche das Vertrauen zu ihm und zur Kirche wiederherzustellen. Die Frauen fielen auch in Cornova durch ihr fanatischeres Eintreten für die Beibehaltung des alten Stils auf. Bei vielen löste die Kalenderreform unbestimmte Ängste vor vermeintlich nicht vermeidbaren Folgen aus. Zwei Einzelstimmen geben Aufschluss über die dem Kalender zugeschriebenen Implikationen:

«Von jetzt an sind die Leute schlechter geworden (seit dies mit dem neuen Stile ist), und auch der Herrgott hat sich abgewendet und schickt keinen Regen mehr, er verbrennt uns.»

«Die alte Art ist die gute; die Bäume treiben Blätter und schlagen auch nach alter Art aus, und auf die neue wollen sie nicht; der Kuckuck ruft auf alte Art, aber auf neue Art hört man ihn nicht.»

Magische Heilungsrituale waren in Cornova noch sehr verbreitet und gehörten zum konstitutiven Rahmen des Volksbewusstseins. Sieben Jahre nach

verfügter Kalenderreform war im Dorf eine starke Desorganisation mit Rückwirkungen auf Kirche und Gemeinschaft festzustellen. Die Ereignisse rund um die Kalenderreform hatten das traditionelle Wertesystem ins Wanken gebracht. Die staatlichen Institutionen gingen geschwächt aus der Kalenderkontroverse hervor. *«Die Auswirkungen dieser Reform erwiesen sich als ein starker Gärstoff im Auflösungsprozess des rumänischen Dorfes: die Revolte der Dörfler und häufig auch die Unbotmässigkeit der Priester sowie das erschütterte Lebensgleichgewicht des Dorfs wurden als Konsequenzen ohne grosse Bedeutung gewertet. Dem war aber nicht so.»*

Noch ein Jahrzehnt nach der Einführung des neuen Stils antwortete ein Bauer auf die Frage, was er von den Lehrern und Geistlichen halte: *«Sie sollen keine Politik betreiben und sich um ihren Auftrag kümmern. Ich glaube nicht an die Notwendigkeit des neuen Stils.»*

Über geographische, politische und zeitliche Grenzen hinweg waren sowohl in Graubünden als auch in Bessarabien die Kirche und die Schule wichtige Schauplätze der Aufklärungsarbeit im Dorf.

In Graubünden bildete die gemeinsame Existenz beider Konfessionen auf engstem Raum einen die Beilegung des Kalenderstreites komplizierenden und verzögernden Faktor. Die wenig konziliante Haltung der Drei Bünde in der Kalenderfrage gegenüber ihrem damaligen Untertanengebiet Veltlin trug überdies zur Entfremdung der Talbevölkerung von ihrer Obrigkeit bei. Obwohl der Bischof von Como dem katholischen Veltlin umgehend die Einführung des Gregorianischen Kalenders nahegelegt hatte, widersetzten sich die Drei Bünde 1583 diesem Vorhaben und erliessen ein entsprechendes Verbot.

Im 20. Jahrhundert war der äussere Anpassungsdruck zweifellos zusätzlich gewachsen. Verschiedene Zeitrechnungen wurden im näher zusammenrückenden Europa zunehmend als Anachronismen empfunden. Auch war die tatsächliche Diskrepanz zwischen Julianischem und Gregorianischem Kalender auf mittlerweile dreizehn Tage angewachsen.

Dies waren die Rahmenbedingungen, die im Falle Bessarabiens zu einer vergleichsweise schnellen Durchsetzung der neuen Zeit geführt haben. Von grösserer Bedeutung waren aber sicher die politischen Implikationen. Die autoritären Konsolidierungsmassnahmen des jungen Zentralstaates liessen aus Gründen der nationalen Integration keinen Platz für abweichende regionale oder gar lokale Entscheidungen. Die traditionell enge Zusammenarbeit der rumänisch-orthodoxen Kirche mit der politischen Führung kam der Durchsetzung des Kalendergesetzes zusätzlich entgegen.

Andreas Saurer

Literatur zum Thema:

- Bernea Ernest, Contributii la problema calendarului in satul Cornova. In: Arhiva pentru stiinta si reforma sociala, 10 (1932), S. 191–205.
- Bott Jakob, Die Einführung des neuen Kalenders in Graubünden, Leipzig 1863.
- Maissen Felix, Der Kalenderstreit in Graubünden (1582–1812). In: Bündner Monatsblatt 9/10 (1960), S. 253–273.
- Mathieu Ion, Bauern und Bären (Eine Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800), Chur 1987 (2).
- Pieth Fr., Die letzten Auseinandersetzungen um die Einführung des neuen Kalenders in Graubünden. In: Bündner Monatsblatt 1944, S. 365 ff.
- Salis-Sewis Guido v., Die Erledigung des Kalenderstreites in Graubünden. In: Bündnerisches Monatsblatt 11 (1920), S. 322 f.

Saurer Andreas, Modernisierung und Tradition im Rumänischen Dorf des 20. Jahrhunderts (unpublizierte Lizentiatsarbeit), Bern 1990.

Simonet J. J., Der gregorianische Kalender

und seine Einführung in Graubünden. In: Bündnerisches Monatsblatt 10 (1935), S. 299–311 und 11 (1935), S. 346–352.

Weiss Richard, Das Alpwesen in Graubünden, Zürich 1941.

Dreimal Afrika

Dakar – Lagos – Jerusalem – im Tour d'Horizon

Internationale Konferenzen spiegeln zuweilen über ihre Themen hinaus eine Gesamtsituation, sei es des Fachbereichs, eines Landes, einer Kultur, oder lassen hinter der oft beängstigenden Mannigfaltigkeit der professionellen Annäherungen ein Grundmuster erscheinen, welches wiederum weit über die verschiedenen Gebiete hinaus brauchbar ist.

Die 13. Internationale Konferenz der «*Association of Caribbean Studies*» behandelte dieses Jahr das Thema: «*Die Beziehung zwischen Afrika und der Neuen Welt.*» Höhepunkt sollte der Besuch der Dakar vorgelagerten Insel Gorée sein, welche, 1444 von den Portugiesen entdeckt, in die Geschichte einging als einer der wichtigsten Auffangplätze der Sklaverei während des Handels mit dem schwarzen Gold. Auf Gorée wurde die grausige Funktion der Hauptgebäulichkeiten demonstriert, angefangen bei der Einlieferung der völlig verdreckten und verlausten Sklaven bis zu den Folterkammern und Folterwerkzeugen des Sklavenhauses; auch eine Kirche war für alle Fälle da. Von dieser authentischen Stätte, die von einem mehr als 300 Jahre zurückliegenden Geschehen Zeugnis ablegt, schweifte der Blick der Konferenzteilnehmer «zurück nach Afrika». Bereits 1788 hatte die damals mächtige

«*Free African Society*» in Philadelphia den Schwarzen der USA die Übersiedlung nach Afrika vorgeschlagen. Nach Anstrengungen der schwarzen Gelehrten, *W. E. Du Bois* und *Marcus Garvey*, war es der «Union afrikanischer Nationalisten» in den sechziger Jahren gelungen, 10 000 Schwarze nach Afrika zurückzuschaffen, doch mehr als 8000 fluteten bald wieder in die USA zurück. Im Zeichen dieser Bewegung wurde die Ur-Ur-Enkelin einer verschleppten Sklavin gefragt, ob sie nach Afrika übersiedeln möchte. In reinem Pidgin gab sie zur Antwort: «*No I aint' never had no desire to go to Africa, 'cause I gwine to stay where I is.*» Aufschlussreich ist die Umgebung des Sklavenhauses. Die Besuchszentren der Insel sind von Marktständen umgeben, im Interesse derer der Tourist auf Schritt und Tritt belästigt und auf die penetranteste Art zum Kaufen eingeladen wird. Bereits beim Verlassen der Fähre werden die Besucher von Händlern und Führern überfallen, ganze Rudel von Kindern verfolgen die neu Angekommenen, zupfen sie an den Kleidern und strecken die Hände aus, und dies, obwohl auf diesem kleinen Fleck Erde kein direkter Mangel herrscht. Vor dem Betreten der Kirche wird man vom Touristenführer in ein Ritual eingeweiht: die Kinder würden

sich vor der Kirchentür aufstellen, damit man ihnen die Hände schüttle; der tiefere oder überhaupt der Sinn dieses Rituals wird einem nicht mitgeteilt. Oder zelebrieren die Nachfolger der zu tiefst gedemütigten Rasse heute eine Selbstdemütigung in Erinnerung an jene damalige völlige Entwürdigung der menschlichen Existenz in Form dieser widerlichen Bettelei?

Aus der Konferenz trat indessen Hoffnungsvolleres auf den Plan, in Form dreier Beiträge: «Haiti: Voodoo and Society» von Prof. *Patrick Bellegarde-Smith* von der Universität von Wisconsin-Milwaukee, «La Santeria dans la Société Cubaine» von Prof. *Ndeye Anna Fall*, Universität Dakar, sowie «The True Potentialities of the Afro-Brazilian Candomblé» mit Tanz-Vorführungen von *Renato Berger* aus der Schweiz. Alle drei Referenten arbeiteten in ihren Beiträgen die schöpferischen Potentiale dieser afro-originären Kulte in der Diaspora heraus, auf dem sozialen, politischen und psychologischen Bereich. Die Parallele, Umgang mit der unsichtbaren Welt – Bewältigung der Umweltprobleme, schlug den Bogen zu den aktuellen Fragen auf der internationalen Ebene und schuf zugleich die Basis zu einer globalen, nicht mehr rassistisch geprägten Zusammenarbeit.

Die 3. Internationale Konferenz der «*Pan African Association of Anthropologie*» in Lagos mit dem Thema, «*Society, Culture and Environment*», veranschaulichte eine weitere Nuance der Diskrepanz zwischen Vorstellung und Wirklichkeit. Im Zeichen dieser Diskrepanz fing es bereits an: den ausländischen, meist überseeischen Konferenzteilnehmern wurde der Ort der Konferenz in letzter Minute per Telefax mitgeteilt, nämlich die Universität von Lagos. Dort angekommen, fand man

sich vor leeren Hallen und keinerlei Nachricht über die eventuell verschobene Konferenz. Wie es sich nachträglich herausstellte, lag der Grund in einem Organisationsstil, wie er sich in Afrika herausgebildet hat: ein Unternehmen wird mit viel Enthusiasmus und mit grosser Kelle angerichtet; die konkrete, mühevoll Knochendarbeit der Organisation wird an Leute delegiert, welche diese mangels Bildung und «*Know-how*» nicht zu bewältigen imstande sind. Erklärende Aufhellungen oder gar Entschuldigungen werden tunlichst vermieden, im Zeichen von Ehrgeiz und Prestigesucht wird mit Menschen und Dingen einfach gespielt.

Eine Reise durchs Land bereichert diesen ersten Eindruck um gar manche Evidenz, vor allem der Besuch der übrigen westafrikanischen Universitäten, Ile-Ife und Ibadan, die heute, im Vergleich zu den sechziger Jahren, in einem fast unvorstellbar lamentablen Zustand sind. Der Vergleich mit Kompositionen von *Tinguely* drängt sich auf: der kunstvoll angeordnete Schrott setzt sich von Zeit zu Zeit in Bewegung und funktioniert nach eigenen Gesetzen, in einer Mischung von Eigeninitiative und europäischem Vorbild. Die ersten Jahre nach der Unabhängigkeit waren bestimmt durch eine nigerianische Universität, die aus dem englischen College-System hervorgegangen war; der Lehrplan war danach ausgerichtet, die examinierenden Professoren reisten aus U.K., dem United Kingdom, ein. Im Zeichen der Nigerianisierung trat langsam eine andere Zusammensetzung des Lehrkörpers in den Vordergrund. Oft dachte man, einen Studenten vor sich zu haben, doch war es ein Professor; der Stil des klassischen akademischen Umgangs begann sich zu lockern, zu lockern auch das Niveau. Dieser Tatbestand ging keines-

wegs zu Lasten der afrikanischen Akademiker, gerade die hoch qualifizierten Kräfte aus den eigenen Reihen wanderten nach U.K., USA und anderswo aus. Damals wurden Beispiele herumgeboten, von einem in den USA ausgebildeten Elektronenphysiker, der von einem Afro-Amerikaner in New York überredet wurde, nach Nigeria zurückzukehren, um für sein Land etwas zu tun. Der erste kurze Kontakt mit dessen Gegebenheiten liess den Physiker zweifeln: Er folgte dem nächsten Ruf an eine amerikanische Universität. Ein in der Schweiz ausgebildeter Röntgenologe, dem man eine brillante Karriere voraussagte, war demselben uneigennütigen Trend gefolgt und hatte seine Dienste dem Universitätsspital Lagos zur Verfügung gestellt. An einem Abend freien Austausches erzählte er uns, was ihn bewog, das Spital zu verlassen und eine Privatpraxis aufzubauen: er habe die Schwestern mit dem besten Willen nicht dazu bringen können, Ernährungsschläuchlein in Handschuhen einzuführen; Blutgruppen seien verwechselt, Scheren im Bauch der Patienten zurückgelassen worden und ähnliche Dinge mehr. Die noch wenigen hervorragenden nigerianischen Akademiker wurden langsam durch gut ausgebildete Gebrauchsakademiker ersetzt. Ihnen gesellten sich frisch gebackene Dozenten aus dem Westen, vor allem aus Deutschland, zu, des seltsamen Typs des ideologisch geschulten Universitätslehrers sowie derer, die es punkto Afrika voll und ganz erfasst zu haben glauben und die durch nichts von ihrer Anschauung abzubringen sind, am wenigsten durch afrikanische Realität.

Das Reisen über Land zeigt die altbekannte, auf Jahrzehnte zurückreichende Diskrepanz zwischen dem sogenannten einfachen Volk und einer es aussaugen-

den oder in Bedrängnis zurückhaltenden Elite. Der immer härter werdende Existenzkampf hat Selbstmorde zur Folge, was früher kaum vorgekommen ist. Eingerahmt und wachgehalten wird das Ganze durch eine offensichtlich unausrottbare, von allen Seiten unterstützte Korruption. Und überall Verschrottung, Rückentwicklung, Zerfall. *«Wir waren anfangs der Unabhängigkeit zu reich, die Engländer haben es uns zu leicht gemacht»*, so bekommt man von nigerianischer Seite zu hören, *«jetzt haben wir den ganzen Segen restlos verputzt»*. Nichtsdestoweniger geht die grosszügige Planung weiter, die neu erstandene Hauptstadt Abjua verschlingt Millionen, der Transfer von Geldern durch Staatsanleihen intensiviert sich, die Weltbank und deren inflationistische Transaktionen fördern das Image von Nigeria als dem grössten, reichsten und zukunftsreichsten Land. Von den horrenden Militärausgaben, die man sich, wie auch die übrigen afrikanischen Staaten, leistet, spricht man lieber nicht. Und das alles über den Kopf der Bevölkerung hinweg, die Jahr für Jahr auf demselben Stand von Armut, Bedrängnis, Neo-Kolonisierung oder Versklavung durch Machtgruppierungen steht, nur mit dem Unterschied, dass anstelle von Weiss gegen Schwarz die Farben völlig verwischt sind. Schon ähnlich wie bei uns, wird auch der bis anhin gut situierte Mittelstand von den mannigfaltigen Ausblutungs-Mechanismen erfasst.

Ile-Ife, Heimstatt der Yoruba, besinnt sich auf die Vergangenheit. Auf diesem Stück Erde liess der Schöpfergott *Olu-dumare* seinen Sohn *Oduduwa* auf einer Strickleiter aufs Weltenmeer hinab, versehen mit einem Schneckenhaus voll Erde, einem Hähnchen und einer Kokosnuss. Die Erde wurde auf dem Wasser verstreut, das Hähnchen scharfte sie,

und die Kokosnuss wuchs zu einer 16ästigen Palme, Sinnbild für die 16 Könige der Yoruba, die ins Land gezogen sind und die ursprünglichen Königreiche gründeten. Die Universität von Ile-Ife wurde jüngst in *Obefemi Awolowo University* umgetauft, nach dem Staatsmann der Yoruba, welcher seit der Unabhängigkeit die Partei der Yoruba leitete, die «*Action Group*», welche aus der 1945 gegründeten «*Egbe Owo Oduduwa*» hervorging, die als kulturelle Organisation gedacht war. Auch damals war recht grosszügig geplant worden, nämlich so, dass zwischen den Behausungen der Professoren und Studenten 10 km zu liegen kamen, von diesen zu den Fakultätsgebäuden 20 km, und zwischen Universität und Ife City nochmals 15–20 km. Die relativ rasch aus dem Boden schiessenden Gebäulichkeiten wurden anfänglich gepflegt und entwickelten sich erst in jüngster Zeit zu ihrem aktuellen Stand des Schrotts zurück. Ein Fakultätsgebäude für moderne Technik sollte ein reich ausgebautes Computer-Zentrum enthalten, doch war die Hälfte des Komplexes abgebrannt und ragte wie ein fauler Zahn in die reiche grüne Vegetation hinein. Als einzig intakter Bestandteil steht eine verlassene Mischmaschine in respektvollem Abstand. Die Schweiz wollte der Universität Fotokopier-Maschinen schenken; man wünschte Farb-Kopierer, deren Handhabung Kenntnisse braucht. «*Material für neuen Schrott*», so kommentierte der informierte Professor.

An dieser Universität wird die Wiederauferstehung der Ife-Festivals geplant. Diese standen damals unter Leitung des bedeutenden Historikers *Michael Crowder*; während der fünf Jahre, von 1971–1975, hatte er sie mit Format und weltweit bekannt über die Bühne geführt, in der Bewältigung eines

enormen Arbeits-Pensums. Wie in Lagos, wird heute durch Delegieren bewältigt, auch ganze Gruppen von Deutschen aus dem neu erstandenen Deutschland machen sich über Afrika her, dort zu verwirklichen suchend, was ihnen zuhause nicht möglich ist.

In Oshogbo, einer Kleinstadt etwa 100 km nördlich von Ile-Ife, gibt es noch keine Universität, doch im Zeichen des neu geschaffenen Oshun-Staates ist eine solche geplant. Der aktuelle Präsident der Nigerianischen Föderation, General *Babaginda*, geht in die Geschichte Nigerias ein als Schöpfer der meisten neuen Staaten. Das Land zählt heute deren 30, nach den ursprünglich geschaffenen 12 durch General Gowon. Neben der ganzen Zahlenmystik an Neugründungen weist wenigstens der Oshun-Staat eine mythologische Verwurzelung auf, nämlich durch seine Hauptstadt Oshogbo, deren Geschichte sowohl mit dem durch sie hindurchfliessenden Fluss Oshun verknüpft ist sowie mit der Göttin Oshun, dritte Frau Shangos, eines der wichtigsten Orishas der Yoruba-Mythologie. Als der Oba, König von Oshogbo, gewählt werden sollte, schlossen die Gründer der Stadt mit der Flussgöttin Oshun einen Pakt. Daraus ging der Schutz der Stadt durch die Göttin hervor, sowie das alljährliche Fest zu ihren Ehren, wie es heute noch, innerhalb der von *Susanne Wenger*, der in Nigeria lebenden Künstlerin und eingeweihten Priesterin, erbauten Schreine gefeiert wird. Im weltlichen Raum hat man in Oshogbo nach Entstehung des Staats bereits Blut geleckt. Nicht nur eine Universität soll entstehen, sondern die ganze Stadt eine wichtige Bedeutung erhalten, eine Zufuhr an Industrie, Handel, Tourismus und was da sonst noch ist.

In diesem heute noch unbedeutenden Oshogbo stösst man auf zwei Orte der

Zuversicht. Ein Spital, welches in perfekter Sauberkeit und Ordnung erstellt wurde, und kennzeichnenderweise durch eine Ärztin geleitet wird. Von weit her pilgern die Patienten zur Behandlung. Weit verbreitet ist das Vertrauen in dieses Spital, welches, wie man sagt, wohl in nigerianischen Händen liegt, doch trotzdem sauber und intakt ist. Ebenfalls eine Frau schafft das zweite Wunder: die Künstlerin *Nike Olaniyi*, ehemalige Frau des berühmten Oshogbo Künstlers *Twins Seven Seven*. Ein «*Arts Center*» und vor allem die Residenz von Nike zeigen die Mischung von kultivierter Yoruba-Tradition und zivilisatorischer Einbettung. Auch hier höchste Sauberkeit und Gepflegtheit, nach den verschiedenen Modellen an Vernachlässigung direkt ein Genuss. Nike Olaniyi ist in den USA bereits berühmt, besitzt dort ein Studio und wird hoffentlich auch in Europa ausgestellt.

Die Universität von Ile-Ife wurde von den Israelis erbaut. Angesichts ihrer Monstrosität hatte man damals gewitzelt: die verschiedenen Gebäulichkeiten ins heilige Land verstreut, dazwischen das Neue Jerusalem.

Der «*International Congress on Psychiatry, Law and Ethics*» in Jerusalem war in die 8. Israelitische Medizinische Woche eingebettet, zu welcher – auch da grosszügig – 9000 Besucher erwartet worden sind. Die naturwissenschaftliche Linie stand daher im Vordergrund, doch auch der Hintergrund liess sich nicht lumpen, indem Afrika gleichsam indirekt zur Sprache kam, vor allem, wenn es um die im psychiatrischen Teil sich spiegelnden Fragen: metaphysisch-irrationale Welt, Religion, Seele, Geist gegangen ist. Auch hier, an der Ursprungsstätte einer Weltreligion, dem Angelpunkt zweier weiterer Weltreligionen, zeigte sich eine geteilte Wirk-

lichkeit: ein Land im Aufbau im Zeichen von Präzision, Sauberkeit, «*Know-how*» in allen zivilisatorischen Angelegenheiten, die aus der Wüste gezauberten Obstplantagen aufgrund einer sich noch immer verbessernden Technik der Wasserzufuhr – diese teils aus dem See Genezareth, heute Galiläisches Meer genannt, geholt – so dass es sich als Problem erweist, wie dieser nachzufüllen ist. Dahinter der Lebenskampf um Wasser, Land, die Siedlungspolitik, der Konflikt mit der arabischen Umwelt. Ein Taxifahrer bringt die Konflikte auf den Nenner: «*Manchmal tut es mir schrecklich leid, etwas stimmt da nicht. Aber es ist nicht mein Problem, die Regierung baut die Siedlungen, nicht ich.*» «*Aber hier wird doch etwas getan, soll man das Land wieder den faulen Arabern überlassen?*», so fragt ein Fahrgast. «*Es ist eben eine ganz andere Mentalität*», so ein Professor der Konferenz. Israel, das Volk der hoch Begabten, Fähigen, wurde in ein Land gesetzt, in welchem Rückständigkeit, Gläubigkeit, Vertrauen in Allah Lebensstil bedeutet, was in einer Welt des «*homo faber*» nichts mehr gilt. Die ständige Präsenz des Musterschülers als ständiger Stachel in der Seele des leistungsmässig Schwächeren, das reicht tief ins Unbewusste, wo Affekt, Angst, Wut und Rache verborgen sind. Moses habe Israel in die Gefangenschaft nach Ägypten geführt, damit es lerne, was Gerechtigkeit sei, so wurde während der Konferenz gesagt. Und jetzt? In welchen Hexenkessel würde er es heute führen? Und was soll es heute lernen, wo es letztlich um sein Lebensrecht, seine nackte Existenz geht? Die Madrider Konferenz, die sich mit dem Jerusalemer Kongress zeitlich kreuzte, hat noch keine Euphorie gezeitigt, jedoch helle Streifen am Horizont.

Renato Berger

Der rätselvolle Mozart

Ein kleiner Führer durch das Gedenkjahr 1991

So willkürlich Gedenktage und -jahre zu fallen scheinen: Mozart wird nach seinem zweihundertsten Todesjahr 1991 doch nicht mehr das genau gleiche künstlerische Phänomen sein wie zuvor. Mag seine Schaffensweise und der schiefe Umgang dieses Œuvre ängstlich bleiben, es ist doch einiges an den Tag gekommen, was man bis nach 1945 für undurchdringlich gehalten hat.

Zyniker mögen die Tatsache in den Vordergrund schieben, dass weltweit jetzt noch mehr Mozart-Bücher gekauft (und gelesen?) und vor allem noch mehr Mozart-Aufnahmen gehört werden. Sanguiniker mögen sich noch am «dionysischen» Mozart erfreuen, wie ihn *Wolfgang Hildesheimer* 1977 in seinem «Mozart» mit einigen faktischen Irrtümern und viel Übertreibungen geschildert hat – ein Bild, das vielleicht zu schnell hinter denen von Neuerscheinungen bereits wieder verschwunden ist. Melancholiker mögen jene Auswüchse beklagen, wie sie das Mozart-Jahr gebracht hat: Mozart-«Gesamtauführungen», die bereits in ihrer Planung erkennen lassen, dass die Veranstalter keine Ahnung von diesem Œuvre und seinen künstlerischen Konturen haben, «*Die kleine Nachtmusik*» gezwungenermaßen im Ohr, während man im Flugzeug auf das Abheben wartet und sogar Chorvereinigungen, die zu dem alleinigen Zweck gegründet werden, einmal mehr das vielstrapazierte *Requiem* aus Mozarts letztem Lebensjahr, womöglich mit den überlieferten phantastischen Angaben über den Auftraggeber, aufzuführen. Ja, Banausentum und Kommerz haben sich wie Parasiten um Mozart ge-

wunden, und sie werden es aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der Zukunft tun. Wo ist denn der Fortschritt zu finden?

Neue Mozart-Ausgabe

Erstens fällt der 200. Todestag in eine Zeit, da die *Neue Mozart-Ausgabe* (NMA) die erste sichere Grundlage der musikalischen Aufführungspraxis und damit auch der instrumentalen und sängerischen Interpretationen legt. Die weitverbreitete Meinung, musikalische Gesamtausgaben seien immer «wissenschaftliche» Ausgaben und in den Musikalienhandlungen würden die vom Odium der Wissenschaft freien «praktischen» Ausgaben aufliegen, bewahrt sich gegenüber Mozart in einem besonderen Grad nicht. Da der unerhört schnell schaffende Wolfgang Amadeus, im Unterschied zu seinem komponierenden Vater Leopold Mozart, nur in Ausnahmefällen sich um die Drucklegung seiner Kompositionen mühte, waren nach seinem frühen Tod im Dezember 1791 relativ wenige seiner Werke gedruckt. Seine Meisteroperen gehörten ausserdem, ebenso wie seine Frühoperen, zu einem Genre, das im 18. Jahrhundert durch Drucke gar nicht erfasst werden konnte und erst im 19. Jahrhundert ins Verlagswesen einging.

Als nach Erst- und weiteren Frühdrucken zwischen 1877 und 1883 im Verlag von Breitkopf und Härtel die erste «kritisch durchgesehene» Gesamtausgabe erschien, war der erste Werkkata-

log des *Ludwig Ritter von Köchel* 1862 erschienen. Köchel war auch der Initiant und Hauptherausgeber dieser Ausgabe, die (nicht vollständige) kritische Berichte neben sich führte. Die einzelnen Bandherausgeber konnten sich fast als ihre eigenen Auftraggeber fühlen: ihre Behandlung von Autographen, Abschriften und Frühdrucken nimmt sich heute als ausgesprochen individuell aus. Alle Mitarbeiter hatten in jener Epoche der ersten grossen musikalischen Gesamtausgaben die Verfügbarkeit der Musiktexte – und nicht ihre Aufführung – zum Ziel. Musikwissenschaft schälte sich in jenen Tagen nur mühsam aus philologischen Disziplinen, vor allem der Altphilologie, heraus.

Umgekehrt haben die seit 1955 erscheinenden Bände der *Neuen Mozart-Ausgabe* (NMA) die Bereitstellung von auch praktisch auswertbaren Notentexten als erklärten Zweck. Gegenüber dem 19. Jahrhundert sind jetzt die Prinzipien vereinheitlicht, so dass in Spiel und Lektüre keine Vorliebe eines Herausgebers, sondern – soweit man sie erforschen kann – Mozarts eigene Denk- und Notiergewohnheiten den Vorrang besitzen. Die NMA erhebt mit vollem Recht den Anspruch, zum ersten Mal die Texte so authentisch wie möglich vorzulegen. Zwar haben noch nicht alle Interpreten in Konzert, Theater und Haus die Neue Mozart-Ausgabe entdeckt, obgleich sie auch in zwanzig Dünndruckbänden des Bärenreiter- und des Deutschen Taschenbuch-Verlags zu haben ist. Den meisten öffentlichen Aufführungen aber liegen, was immer ihre weiteren Verdienste sind, diese Notentexte zugrunde, so dass der Künstler Mozart nun endlich, um den zweihundertsten Todestag, über die schlimmsten Fehler der Überlieferung triumphiert.

Auswahl aus Büchern über Mozart

Als zweiter Fortschritt fallen einige Buchpublikationen ins Gewicht. *Wolfgang Rehm*, einer der Hauptherausgeber der NMA, hat in dem von H. C. Robbins Landon edierten «*Mozart-Kompendium*», Verlag Droemer Knauer, aus erster Hand über die alte und die neue Mozart-Gesamtausgabe berichtet; es liegt hier die kompetenteste Rechenschaft vor. (Der Druckfehlerteufel hat die ersten Impulse für eine Gesamtausgabe in Mozarts eigenes Leben, auf 1785, verlegt, die Jahreszahl sollte 1875 heissen.) Robbins Landons 555seitiges Buch, das 1990 als «*The Mozart Compendium*» in London erschienen ist, behandelt jeden Aspekt der Erscheinung des Künstlers in Geschichte und Gegenwart; es ist das erste Buch, das man heute einem Mozart-Freund mit hohen Ansprüchen empfehlen will. Es erweist auch, wie wichtig, in Ergänzung zur deutsch-österreichischen, die britische und amerikanische Mozart-Kunde geworden ist.

Diese Publikation leitet über in andere Buchveröffentlichungen, die man den Vorbereitungen auf 1991 verdankt. Der amerikanische Musikforscher *H. C. Robbins Landon*, früher vor allem als Haydn-Forscher bekannt, hat bereits 1990 im gleichen Verlag ein sehr ertragreiches Quellenbuch über «*Mozart. Die Wiener Jahre, 1781–1791*» vorgelegt. (Sein ebenso wichtiges Buch über Mozarts letztes Lebensjahr ist schon 1988 erschienen.) Robbins Landon war der richtige Mann, um «*ein nochmaliges Durchforsten der Wiener Archive*» zu unternehmen. Vor allem aus dem persönlichen Umfeld Mozarts sind Konturen deutlich geworden, die bis jetzt blass waren. Die Freimaurer-Problematik in Wien um 1790, die hinter ihr stehenden

politischen Verhältnisse, die wirtschaftliche Misere von Wolfgang und seiner Frau Constanze Mozart vor allem 1789 und 1790, endlich das anscheinend nie ganz zu erhellende emotionale Verhältnis des sterbenden Mozart zu seiner bis dahin auffallend unbesorgten Frau – das sind Themen, die hier erneut, und besonders kompetent, behandelt werden.

Bietet Robbins Landon ein sich fast ganz auf Angelsachsen im heutigen Sinn gründendes Buch, so hat der Salzburger Herausgeber *Peter Csobádi* in seinem «*Wolfgang Amadeus. Summa summarum*» (Paul-Neff-Verlag, Wien) vor allem deutschsprachige Autoren versammelt. Auf den 400 Seiten kommen sowohl zünftige Musikwissenschaftler wie gewandte Journalisten (etwa der Wiener *Karl Löbl*), Sänger, Instrumentalisten, Dirigenten, Regisseure, ja Komponisten zu Wort. Das Buch hat zwar wegen seiner etwas zufälligen Anhäufung von Masse Nasenrümpfen verursacht, indessen enthält es doch neben unnötigen Lippenbekenntnissen wertvolle Berichte und Notate.

Acht oder neun berühmte Regisseure und Bühnenbildner (je nachdem, ob man *August Everding* zu ihnen zählen will) äussern sich zu Problemausschnitten, wie man heute die allgemein gespielten und die wenig bekannten Mozart-Opern auf die Bühnen stellen soll: *Giorgio Strehler*, *Harry Kupfer*, *Götz Friedrich*, *Michael Hampe*, *Joaquim Herz*, *Peter Sellars*, *Hans Schavernoch*, *Pet Halmen* und *Everding*. Da sie alle nicht nur denkende Künstler, sondern auch Bühnenpraktiker sind, wird die Lektüre da am spannendsten, wo sie von ihren eigenen Arbeiten aus auf allgemeine Befindlichkeiten schliessen. Sowohl Herz, als er den «*Don Giovanni*» 1989 für das Salzburger Landestheater, wie auch Hampe, als er die gleiche

Oper für die Salzburger Festspiele inszenierte, wollten «*nicht den Nimbus inszenieren, sondern das Stück*» (Herz). Wie zwei verschieden veranlagte Bühnenkünstler, der eine von ostdeutscher, der andere von westdeutscher Vergangenheit her, ihre eigene Position auf der Schnittfläche von historischem Werk und modernem psychologischem Verständnis beschreiben, gehört, so kurz die Konfrontation ist, zu den erhellenden Texten. Dass die prominentesten Regisseure sich heute wieder unbedingt an Mozart messen wollen, ist einer der vielen Beweise von der überzeitlichen «Aktualität» dieses Œuvre.

Der dritte Fortschritt bezieht sich auf den musikalischen Teil der Aufführungspraxis. *Csobádi* ist es im genannten Buch nicht geglückt, unter den Vertretern der jetzt mächtigen Strömung der Chor- und Orchesteraufführungen «im Originalklang» Beiträge zu finden. Weder *John Eliot Gardiner* noch *Neville Marriner*, weder *Trevor Pinnock* noch *Christopher Hogwood* und auch nicht die Altmeister *Nicolaus Harnoncourt* und *Frans Brüggen* haben Beiträge geschickt. Sie alle haben Mozart-Sinfonien mit jenen kleinen Orchestern eingespielt, die für das 18. Jahrhundert nicht nur kennzeichnend, sondern auch wegweisend waren. Sie alle fanden, in unterschiedlichen Graden, zu den Grundsätzen des Instrumentalspiels zur Mozart-Zeit zurück.

Während bis in die siebziger Jahre dieses Jahrhunderts ein einzelnes Ideal der Mozart-Wiedergabe vorherrschte, haben sich im Zeichen des Gebrauchs von originalen und ihnen nachgebauten Instrumenten die Vorbilder vervielfacht. Das aus den Zeiten von *Karl Böhm* und *Karajan* überkommene Ideal ist das des möglichst ununterbrochenen Legato und der ungeschmälerten Klang-

fülle auf neuzeitlichen Instrumenten. Es entspricht den Vorstellungen eines subjektiven, virtuell unendlichen Kraftstroms, der wenig innerer Unterteilung bedarf, ja diese implizite als Kleinlichkeit hinstellt. Dieser Aufführungsstil leitet sich einesteils von der deutschen Symphonik seit Beethoven und andernteils von den virtuosen Dirigenten und Instrumentalisten seit etwa 1850 ab. Diese Vorstellungen zielen mehr auf eine gesellschaftlich-kollektive Verzükung und Überwältigung der Hörer als auf die Möglichkeit eines sowohl physisch wie psychisch individuellen Miterlebens.

Auf Darmsaiten, statt auf Stahlsaiten, spielen Streicher nicht nur intimer, sondern auch deutlicher. Die behaarten Bögen für die rechte Hand waren leichter, was zwar weniger äussere Kraft, aber eine genauere Artikulation zulässt. Rhythmische Formen, die sich von Tänzen und Märschen herleiten (die für Mozart überaus wichtig waren), können so viel eindringlicher verwirklicht werden. Die alten Bauweisen der Blasinstrumente ermöglichen die entsprechenden Wirkungen und Stärkegrade. Die Abhebung der Bögen von den Saiten und die korrekte Atemführung bei den Bläsern, selbstverständlich auch bei Sängern, bringen eine neue Plastizität des musikalischen Duktus hervor.

Zwar sind solche Aufführungen und Compact-Disc-Einspielungen schon seit etlichen Jahren in den Regalen. (Man denke etwa an die Einspielungen des von seinem Konzertmeister *Franz Josef Maier* geleiteten Ensemble «*Collegium aureum*», die teilweise noch aus den siebziger Jahren stammen.) Aber die Bandbreite an interpretatorischen Haltungen hat sich auf 1991 hin entscheidend verbreitert. «Entscheidend», weil

es nun feststeht, dass dieser Zug zur Wiederherstellung der wichtigsten Aufführungsbedingungen der Mozart-Zeit jeden Anstrich von Sektierertum, ja von Spezialistentum verloren hat. Die oben genannten Dirigenten und Konzertmeister und die weiteren, diese künstlerischen Interessen vertretenden Interpreten: Sie sind nicht Mozart-Fanatiker, welche blind geworden sind für die Aufführungsfragen bei *Joseph Haydn*, bei *Gluck*, bei *J. S. Bach* und seinen Söhnen; sie verstehen sich mindestens auf die Problematik des mittleren und späten 18. Jahrhunderts überhaupt, und oft sind sie von da aus auch auf historische Aspekte von *Beethovens* Sinfonien gestossen. Da sie sich in verschiedenen Feldern der alten Musik gut auskennen, würden sie nicht einer abstrakten Idee von historischer «Treue» zuliebe sich selber untreu werden. Die Offenheit der Generation von jüngeren Interpreten kann deshalb, bei allen Verdiensten früherer Koryphäen, zu den wirklichen Fortschritten dieser Jahre gezählt werden.

*

«*Mozart-Raritäten*»: Unter diesem Titel wurde an den diesjährigen Salzburger Festspielen «*Der Schauspiel-direktor*» KV 486 aufgeführt – jene dramatisch aktive «*Komödie mit Musik in einem Akt*», die Mozart 1786 für das Schlosstheater Schönbrunn komponierte. Zwei ambitionierte Primadonnen geraten dabei in einen Wettstreit um die Gunst eines Impresarios – ein aus dem Opernleben jener Tage gegriffenes Thema. Trotz guter Interpreten blieb die Wirkung in der Salzburger konzertanten Aufführung deshalb gering, weil sich der Streit der beiden Damen in der *Aula academica* nicht ausleben konnte. Man missverstand das Stück, vielleicht wegen

des Bezugs auf Schloss Schönbrunn, als ein unschuldiges Rokoko-Spiel. Weniger verehrungsvoll ging es schon im Frühjahr im Kammertheater der Pariser *Opéra de la Bastille*, in dessen im Soussol gelegenen «*Amphithéâtre*» zu. Man war dort auf die gute Idee verfallen, Fragmente des unfertigen Singspiels «*Zaide*» von 1780 einzufügen, die Anlässe zu heftigen Auseinandersetzungen zu vermehren und auch sachte zu modernisieren. Es entstand dabei ein Abend voller Spannungen und mit viel gutem Amusement. Das Fazit: Es genügt heute nicht, Mozarts noch so korrekt edierte Notentexte auszuführen, man muss sie von ih-

rem oft komplexen, ja kontradiktorischen Geist her verstehen.

*

Mozart verstehen? Darüber hat *Gernot Gruber* ein Buch mit dieser Titelfrage geschrieben. Es ist im Hinblick auf 1991, aber noch mit dem Impressum 1990, im Residenz-Verlag Salzburg erschienen. Gruber, von dem 1985 im gleichen Verlag das vorzügliche retrospektive Buch «*Mozart und die Nachwelt*» erschienen war, hat damit die Rätsel des Genies Mozart nicht gelöst. Aber er hat ein Buch für denkende Mozart-Freunde verfasst. Ein beherzigenswerter Text.

Andres Briner

Theaterkrise in Polen

Die Theater Polens erleben gegenwärtig eine grosse finanzielle Krise. Wer von ihr spricht, muss allerdings auch davon sprechen, dass im Bildungs- und Gesundheitswesen gegen noch gravierendere Budgetkürzungen angekämpft wird, dass der Reformprozess die Polen generell in allen Sparten noch massiver trifft, als zu Zeiten die frühere kommunistische Misswirtschaft.

Die Kulturausgaben wurden um dreissig Prozent gekürzt. Abgewälzt wurde der angezeigte Sparzwang vor allem auf das Sprechtheater. So vernahm man im September mit Beunruhigung, dass Polens bekanntestes Theater, das *Szary Theater* in Krakau, an dem die zwei hervorragenden Regisseure *Andrzej Wajda* und *Jerzy Jarowski* tätig sind, nach nur einer Premiere wieder schliessen musste. Um bei einem internationalen Kongress Staat zu machen, hatte die Krakauer Regierung Subventionsgelder

abgezogen und ein anderes, heruntergekommenes Krakauer Theater zu Repräsentationszwecken vollständig renoviert.

Inzwischen wird das Krakauer Beispiel von der polnischen Intelligenz jedoch als Hysterie abgetan. Das *Szary Theater* Krakau ist den Polen, was das Burgtheater den Österreichern – eine Schliessung wäre einer nationalen Bankrotterklärung gleichgekommen. Der Aufruhr wurde denn auch prompt mit drei Milliarden Zloty für den Rest der Saison beigelegt. Der Engpass scheint – zumindest an prominenter Stelle in Krakau – vorübergehend überwunden.

Das Pausieren aus Kostengründen kennt man aber auch in der Provinz. Da und dort werden Theater für einen Monat geschlossen, werden Premieren abgesagt oder erst gar nicht mehr angekündigt. Plötzlich ist in Polen wie in der

ehemaligen DDR der Eindruck entstanden, es gebe zuviele Theater; denn nebst Subventionsverlusten beklagt man auch einen Publikumsschwund von rund fünfzig Prozent. Das Theater ist den Intellektuellen eindeutig zu teuer geworden. Das unzensurierte Fernsehen interessiert mehr als der Ort, wo man früher hinging, um sich mit antibolschewistischer Allusion zu vergnügen oder gegebenenfalls auch zu stärken.

Auf der anderen Seite ist Rendite für alte Kulturbeamte ein Fremdwort. Ein wirtschaftliches Theater zu machen, ist kaum Sache der alten kommunistischen Garde. Denn – das ist inzwischen bekannt – finanziell ging es den Kulturleuten unter kommunistischer Herrschaft sehr gut. Die Theaterkarten waren günstig; ganze Vorstellungen konnten gratis an Schüler, Gewerkschaften oder Militärs vergeben werden; Regisseure erhielten beliebigen Spielraum. So wurde ein Theater bei Probebedarf ungeniert für Wochen geschlossen, oder der Bühnenbildner nahm für seine Konzeption ohne grosse Hemmungen die Hälfte der Zuschauerränge in Beschlag. Schauspielerinnen und Schauspieler wiederum waren unkündbar und bezogen hohe Gagen und Renten, selbst wenn die Verpflichteten zu zwei Dritteln gar nie auf der Bühne standen.

Die Beamten unter den Theaterdirektoren reagieren auf die neuen Bedingungen, unter denen sie Kunst machen sollen, entweder mit hilfloser Lethargie oder mit Protest. Der polnische Witz reicht auch schon die entsprechende Anekdote herum: Ein Theaterarzt in Lemberg sei zwanzig Jahre lang Abend für Abend in seiner Loge gesessen, ausgerüstet mit Jod, Herztropfen und Kopfwehrmitteln, als eines Tages eine Schauspielerin ohnmächtig zu Boden sank. Da sei er aufgeregt herbeigerannt, habe

ihren Puls genommen und ausgerufen, man brauche dringend einen Arzt! Mit anderen Worten: Viele Theaterdirektoren wissen nicht mehr, wie sie ohne das bequeme Daunenbett Staat ihrem Beruf nachkommen sollen.

Von Beobachtern wird die Krise bis zu einem gewissen Grad als Gesund-schrumpfung gutgeheissen. Daneben steht aber ausser Frage, dass die gegenwärtige Misere in Polen eine Theatertradition im Mark angreift, die zusammen mit der Kirche und der Literatur über zwei Jahrhunderte die Opposition beheimatet hat, lange Zeit mit zum Besten gehörte, was man in Europa an Theater hat sehen können – und über die Landesgrenzen hinaus immer wieder wichtige Impulse gab.

Zu nennen wäre der Einfluss des mystischen Traumtheaters von *Tadeusz Kantor* oder die Spuren des «*Armen Theaters*», das der Theaterguru *Jerzy Grotowski* in Breslau schuf, bevor er mit seiner Truppe nach Italien ging, um dort mit Hilfe von italienischen Geldgebern einen Neubeginn zu versuchen. Ihre Ausstrahlung hat viele Studenten aus dem Ausland bewogen, sich ungeachtet der Sprachbarriere und der schwierigen Lebensbedingungen an den Theaterakademien vor Warschau und Krakau einzuschreiben.

Der Stellenwert des Theaters innerhalb der polnischen Gesellschaft lässt sich an vielen Beispielen nachvollziehen. Lange Zeit von der politischen Situation profitierend, vermochte es sich als Bastion nationaler Identität tiefer als anderswo im Bewusstsein der Menschen zu verankern. Wer im kommunistischen Polen einmal ins Theater gegangen ist, der wird die familiäre Atmosphäre im überfüllten Parkett, wo das elegante Publikum – wenn nötig – auch auf dem

Boden Platz nahm, nicht wieder vergessen.

Die breite Akzeptanz laizistischer Erbauung in einem Land, in dem sich neunzig Prozent zum Katholizismus bekennen, erklärt sich aus der gemeinsamen Geschichte: Religion und Literatur kämpften, wenn es um die Freiheit der Polen ging, immer wieder Seite an Seite. Papst *Johannes Paul II.* selbst war bekanntlich früher Schauspieler – wenn auch ein höchst mittelmässiger – und hat Stücke geschrieben, die sogar in der Schweiz aufgeführt wurden – allerdings ohne grossen Erfolg.

Neu und schmerzlich für die Polen ist, dass sie bei der bestehenden Geldknappheit auf personenaufwendige Stücke, also auf ihre geschätzte klassische Literatur im weitesten Sinne, immer mehr verzichten müssen. Nun, da Aufwand und Ertrag einer Premiere peinlich genau gegeneinander abgewogen werden wollen, fällt die Wahl zwangsläufig seltener auf «*Hamlet*» und «*Faust*», dafür immer öfter auf leichte Boulevardkost und Kammerspiele. Und ähnlich unfreiwillig wie auf deutschsprachigen Bühnen bewegt man sich damit immer rapider in Richtung kommerzbestimmter Theaterpraxis, die in England und Amerika das Sagen hat.

Am extremsten ist der wirtschaftliche Druck am *Warschauer Theater Dramatyczny* zutage getreten. Das im Kulturpalast untergebrachte Theater steht seit Wochen in den Schlagzeilen, weil es ein sensationelles Musical herausgebracht hat, dafür aber auch einen umstrittenen ideellen Preis bezahlt hat. Das *Dramatyczny*, wie andere Bühnen in Warschau in argen Finanznöten, wurde nämlich mit viel Getöse an den solventen Geschäftsmann *Wiktor Kubiak* verkauft, der glaubt, mit dem Rezept Musical, bis-

lang in Polen ein Nonvaleur, schwarze Zahlen zu schreiben.

Kubiak ist ein in Schweden lebender polnischer Millionär mit abenteuerlichen Ideen. Eine Erscheinung, die, wie man weiss, in Polen langsam Schule macht. Noch nicht lange ist es her, dass ein reicher Onkel aus Kanada sich für das Amt des polnischen Staatspräsidenten angepriesen hat. Schweizer Polen haben kürzlich in Warschau das erste Auktionshaus eröffnet. In Polen erlebt man zur Zeit also mit einem lächelnden und einem weinenden Auge die Initiative begüterter Landsleute aus dem Westen, die im heruntergekommenen Stammland westliche Institutionen nach westlichen Spielregeln einführen.

Kubiak ist dabei besonders geschickt vorgegangen. Er hat dem arbeitslosen, aber talentierten jungen Choreographen *Janusz Jósefowicz* Geld und Zeit gegeben, um sein in Amerika erworbenes Wissen über «*Hair*» und «*Kiss me Kate*» für Polen fruchtbar zu machen. Mit Darstellerinnen und Darstellern, die Jósefowicz in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn aufgestöbert hat, entstand das Musical «*Metro*», das sofort an den Broadway eingeladen worden ist und als das erste professionelle polnische Musical in die Theatergeschichte eingehen dürfte.

Andere Direktoren wissen sich zu helfen, ohne dass sie verkaufen. Das *Warschauer Theater Nowy* arbeitet mit Schauspielkräften, die alle unter dreissig sind, und führt mit ihnen fast ausnahmslos Klassiker auf. Allerdings Klassiker, die durch die Art der Inszenierung schockieren. Das Resultat ist ein ständig ausverkauftes Haus. Der Zuspruch kommt vor allem vom jungen Publikum. Der Direktor, der 1982 gefeuert wurde, weil er an einem inoffiziellen Nationalfeiertag kein russisches Gastspiel im Na-

tional-Theater dulden wollte, lamentiert nicht. Sein Motto heisst: Wichtig ist, in interessanten Zeiten zu leben. Er gehört zu jenen Theaterbesessenen in Polen, die selbst dann noch eine Taube aus ihrem Hut zu zaubern wissen, wenn gar kein Hut mehr da ist. Und von denen gibt es zum Glück noch ein paar.

Für andere stellt sich mit dem Verschwinden des politischen Feindes die Frage nach der Rolle des Theaters und der ganzen Widerstandskultur neu. Dort, wo sich Ideen einmal bezahlt gemacht haben, fehlen plötzlich die Mittel, um neuen Ideen zum Durchbruch zu verhelfen. Ein Schriftsteller meint, statt gegen die Desinformation kämpfe er

jetzt vermehrt gegen den schlechten Geschmack des Lesers an. Ähnliches sagen sich auch engagierte Theaterleute. Neue Nahrung für das Allusions-Theater, das zu Polen gehört wie zu keinem anderen osteuropäischen Land, könnte früher oder später die Kirche liefern, deren übermächtige Rolle an mittelalterliche Zustände erinnert und von vielen mit wachsender Skepsis betrachtet wird. Als Thema auf dem Theater ist sie immer noch tabu. Ein Papst, dem wie in einer französischen Inszenierung von *Becketts* «*Warten auf Godot*» gegen das Schienbein getreten wird – spätestens hier trennen Warschau und den Westen noch Welten.

Anne Reich

Beispielhaft durch Absonderung?

Zur Ausstellung «*Visionäre Schweiz*» im Kunsthaus Zürich

Manches von dem, was *Harald Szeemann* in seiner neusten Ausstellung vorführt, hätte mühelos in den vorangegangenen thematischen Veranstaltungen des Ausstellungsmachers seinen wohlbegründeten Platz gefunden. Szeemann betrachtet denn auch seine neue Inszenierung aus Kunstwerken, Dokumenten und Modellen als Fortsetzung der Reihe, deren Teile einmal «*Junggesellenmaschinen*», einmal «*Monte Verità*» und ein andermal «*Hang zum Gesamtkunstwerk*» hiessen. Mit der gleichen herzhaften Grosszügigkeit, mit der er für diese denkwürdigen Vorgängerinnen einen alles umspannenden Titelbegriff gefunden hat, nennt er sein neues Unternehmen «*Visionäre Schweiz*», – keine «*polemische Ausstellung*», wie er im Vorwort zum Katalog versichert, son-

dern «*Hommage an eine bestimmte Art von Kreativität, die, ohne das Schweizerische strapazieren zu wollen, mit diesem Land und dieser Landschaft verhaftet ist*». Darunter kann man sich am Ende dieses oder jenes vorstellen. Volkskunst ist aber nicht gemeint, eher schon ein Hang zum Eigenbrötlerischen, im Extremfall gar die Begründung einer eigenen Theologie, und da ist es ja dann nicht ganz abwegig, von Visionen zu sprechen. Aber ich habe trotzdem meine Bedenken, diesen Begriff auf all die zum Teil faszinierenden, zum Teil bewundernswerten, jedoch auch eher skurrilen, verbohrten und verstiegenen Sonderfälle anzuwenden. Der Künstler übrigens, der von Visionen lebenslang besessen war, *Friedrich Dürrenmatt*, fehlt in der «*Visionären Schweiz*», wie

Harald Szeemann sie sieht. Ihn interessiert unter diesem Titel allein der von ihm offensichtlich als schweizerische Eigenschaft empfundene Hang zur Absonderung. Darum erblickt er gar im Einsiedlertum eines *Niklaus von Flüe* «fast eine Vorwegnahme des Monte Veritanischen Credo: Durch Absonderung zur Beispielhaftigkeit». Bei *Böcklin*, bei *Hodler*, bei *Klee*, die mit einzelnen Werken in der Ausstellung vertreten sind, entdeckt Szeemann Züge dieser besonderen Art von Kreativität. Er sieht sie auch wirken in der Person des *Friedensapostels Dätwyler*, dessen weisse Fahne als realer Gegenstand und gemalt auf *Varlins* grossem Porträt in der Ausstellung zugegen ist. Er sieht sie wirksam bei der Heilerin und Malerin *Emma Kunz* ebenso wie in den Bildern des *Adolf Wölfli*. Dass *Armand Schulthess* mit seiner Enzyklopädie aus beschrifteten Büchsendeckeln nicht fehlen darf, die er entlang eines verschlungenen Pfades durch den Buschwald an die Zweige gehängt hat, versteht sich im Rahmen dieser Konzeption und Deutung von selbst. Wenn das Visionäre auf die eigenbrötlerische Hartnäckigkeit festgelegt wird, mit der ein Mensch seine Träume verwirklicht, hat da natürlich *Bruno Weber* mit seinem Weinrebenpark in Dietikon ebenso seinen Platz wie *Karl Bickel*, der 44 Jahre lang für die PTT unzählige Serien von Briefmarken in Kupfer stach, aber auch in langen Jahren hoch über dem Walensee, unmittelbar unter den Felswänden der Churfürsten, sein PAX-MAL errichtete, sein steinernes, mit einem Fries von allegorischen Mosaiken ausgestattetes Monument für den Frieden, das er 1966 seinem Arbeitgeber, der PTT, schenkte.

Die Anlage, 16 Meter lang und sechs Meter hoch, ist in dem Karl Bickel gewidmeten Raum durch Bleistiftstudien,

vor allem aber durch ein begehbare Modell im Massstab 1:7 gegenwärtig, das *Peter Bissegger* entworfen und zahlreiche Helfer gebaut haben. Auch *Bruno Webers* Weinrebenpark und *Johann Michael Bossards* Kunsttempel in der Lüneburger Heide sind nach Entwürfen Bisseggers massstabgetreu nachgebaut worden. Vielleicht die faszinierendste Nachbildung eines derartigen Gesamtkunstwerks ist jedoch das Modell der Anlage Torre di Fornillo in Positano, ganz aus Acrylglas geschaffen, transparent und leuchtend wie ein Diamant, ein Wunderwerk der Ausstellungskunst, vielleicht aber auch das Kernstück der Inszenierung «*Visionäre Schweiz*» überhaupt. *Gilbert Clavel* (1883–1927), aus Gesundheitsgründen gezwungen, im Süden zu leben, erwarb 1910 einen dem Verfall preisgegebenen Wachturm gegen die Sarazenen. Er lebt zunächst in Anacapri, beschäftigt sich unter dem Eindruck der «*Ballets russes*», deren Vorstellungen er in Rom erlebt hat, mit der Revolutionierung des Theaters und wird, in Zusammenarbeit mit dem Maler *Fortunato Depero*, zu einem publizistischen Vorreiter des Futurismus. Aber was ihn mehr und mehr in seinen Bann zieht, ist der Turm von Positano, der Fels, auf dem er steht, der Berg über dem Meer. Mit der Energie, der Phantasie und der Verbohrtheit eines Besessenen arrondiert er seinen Grundbesitz rund um den Turm, lässt das alte Bauwerk restaurieren, lässt Treppen und Felsenwege anlegen, Gänge und Kavernen in das Innere des Berges sprengen und schliesslich vollenden, was *Siegfried Kracauer* den «*Felsenwahn in Positano*» genannt hat: ein unterirdisches Gangsystem, dem Fels und dem fünfeckigen Turm abgetrotzte Kammern mit Fensteröffnungen gegen das Meer, eine Höhlensiedlung, schöpferisch bewohnt

von einem Mann, der – wie *Walter Benjamin* sagt – «sein Leben in die Erde hineingebaut hat».

Das ist vielleicht die triftigste Definition der Deutung, die Harald Szeemann dem Begriff des Visionären geben möchte, keine theoretische Definition, sondern anschauliche, transparente Demonstration. Von ihr aus erklärt sich, was es mit der bestimmten Art von Kreativität auf sich hat, die mit der Schweiz und ihrer Landschaft verhaftet ist. Gilbert Clavel schrieb – in einem seiner Briefe an den Bruder, die im Katalog abgedruckt sind – im April 1927: «*In meiner isolierten Stellung, menschlich und äusserlich praktisch, bin ich dadurch immer stärker geworden. <Never give up>!*» Schimmert da etwa etwas von jener Identität auf, deren Verlust man besonders im Jubiläumsjahr 1991 in der Schweiz so wortreich beklagt hat? Es wäre dann eine nicht nur bewundernswürdige Identität, dennoch eine in Herkunft und Landschaft verankerte. Wenn ich, in diesem ohnehin fragmentarischen Bericht über meine Erfahrungen mit der «*Visionären Schweiz*», noch zwei Beispiele herausgreifen darf, Beispiele der Vereinzelnung auch sie, so wähle ich diejenigen zweier Künstlerinnen, denen der Ausstellungsmacher unmittelbar benachbarte Standorte zugewiesen hat. Die eine der beiden ist *Eva Wipf*, als Tochter eines Missionars in Brasilien geboren, Bürgerin von Trüllikon ZH und Cachoeira do Sul, eine Autodidaktin, die für ihr Leiden an der Grausamkeit und für ihren Protest gegen die Entwürdigung des Menschen durch den Menschen in Collagen und zuletzt in Schreinen und Kästchen, in denen sie Weggeworfenes und Geschändetes aufhebt, einen unverwechselbaren Ausdruck gefunden hat. In der Nische, die an die Exponate von *Eva Wipf* an-

schliesst, hängen Zeichnungen von *Annemarie von Matt* und steht eine Vitrine mit Objekten aus ihrer Hand. Kleinigkeiten, könnte der flüchtige Besucher der Ausstellung denken; aber alsbald steht er im Bann dieser Kleinigkeiten: dem «*Pferd aus Wurzel*» oder dem «*Wileralp-Titi*», dem «*Hexameter/Merkur*» oder gar der «*Streichholzschachtel mit Püppchen*». Denn das Unscheinbare, aus Fundstücken, mit Bleistift, Schnitzmesser, Filz, Nadel und Faden Gefertigte, ob Zeichnungsblatt oder Gegenstand, scheint zu leben oder ist doch beseelt, spiritualisiert von der Frau, die übrigens oft auch hintergründige und witzige Hinweise ins Bild oder auf den Gegenstand niederschreibt. Eine Kraft der Aneignung, der Anverwandlung hat hier verändert und geprägt, was die Künstlerin in die Hand genommen hat, so dass es jetzt davon zeugt. Von *Annemarie von Matt* wird erzählt, dass sie die Einsamkeit über alles gestellt habe und dass ihr das Alleinsein mehr und mehr zum Bedürfnis wurde. Im Katalog wird ein Satz von ihr zitiert: «*Ich bin mir allein schon zu viel*».

«*Visionäre Schweiz*», noch bis zum 26. Januar im Kunsthaus Zürich zu sehen, später in Madrid und in Düsseldorf, könnte als Abschluss der Veranstaltungen im Rahmen der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft verstanden werden, ausdrücklich jedoch ausserhalb des offiziellen Programms und auch ohne Beitrag aus der Jubiläumskasse. Als Sponsoren werden die *Stanley Thomas Johnson-Stiftung* und die *Fondation Nestlé pour l'Art* genannt; die *Pro Helvetia* leistet Beiträge an den Transport nach Madrid und Düsseldorf und wird an beiden Orten ein Parallelprogramm mit Performances, Tanz, Theater, Musik und Film durchführen. Als kulturelle Information über die Schweiz, deren Ei-

genart gerade auch in der Heterogenität der Exponate, in der Individualität ihrer Urheber, um nicht zu sagen: in ihrem Outsidertum, in der facettenreichen Ausstellung zum Ausdruck kommt, bedarf sie im Ausland wahrscheinlich stärker der kommentierenden Erklärung. Ungewohnt, vielleicht gar befremdlich wird dem Spanier oder dem Deutschen erscheinen, was aller Voraussicht nach nicht dem Bild entspricht, das er sich von diesem Land gemacht haben mag. Aber ich meine, der Reichtum des Gebotenen und die Kunst der Präsentation, die mit

Entsprechungen und Kontrasten arbeitet, geben manchen Anstoss zur Überprüfung positiver und negativer Vorurteile und sind ausserdem manchmal nicht ohne Ironie, so dass auf alle Fälle für muntere Kontroversen gesorgt ist. Wenn man plötzlich die schwarz grundierte Leinwand von *Ben Vautier* vor sich hat, auf der in grossen Lettern geschrieben steht: «*Je pense donc je suisse*», hört man vielleicht auf zu grübeln und erfreut sich an Harald Szeemanns kenntnis- und abwechslungsreicher Kulturinformation.

Anton Krättli

Der Non-Profit-Sektor – «Übersehene» Organisationen zwischen Markt und Staat

Der sogenannte Non-Profit-Sektor ist äusserst vielfältig. Sportvereine und Berufsverbände, gemeinnützige Organisationen wie die Krebsliga oder das Schweizerische Rote Kreuz, Institutionen wie der Schweizer Nationalpark oder die Vogelwarte Sempach gehören ebenso dazu wie der Pannendienst des TCS oder der Kaufmännische Verein.

Gemeinsam ist all diesen erwähnten Organisationen und Institutionen folgendes:

- Sie gehören weder Privatpersonen noch dem Staat, sondern einem Kollektiv, das demokratisch konstituiert ist, in der Regel in der Rechtsform des Vereins, der Stiftung oder der Genossenschaft.
- Sie sind nicht auf das Erzielen von Gewinnen ausgerichtet, was ja schon in der Bezeichnung «Non-Profit» zum Ausdruck kommt. Haushalte oder auch Unternehmen haben sich zusammengeschlossen, um gemeinsame

Ziele zu verfolgen und Werte zu verwirklichen.

Der selbstbestimmte Auftrag besteht entweder darin, die gemeinsamen Interessen der Mitglieder zu fördern (z. B. in Wirtschafts- und Berufsverbänden) oder Dritten materielle oder immaterielle Hilfe zukommen zu lassen (z. B. in caritativen Organisationen).

Das Motiv des Zusammenschlusses kann darin gesehen werden, dass in diesen Belangen weder der Markt noch der Staat die erwünschten Ziele verfolgen und erreichen (sog. Markt- und Staatsversagen). Häufig steht auch der Wunsch der Beteiligten nach eigener sozialer Integration im Vordergrund, was die kaum erfassbare Vielfalt und die Dynamik der Erscheinungsformen noch verstärkt.

Der amerikanische Autor *Weinberg* hat im Jahre 1988 eine umfassende Monographie über den Non-Profit-Sektor in den USA publiziert (*Weisbrod, B. A.,*

The Nonprofit Economy, Cambridge, Mass. 1988) und festgestellt, dass im Zentrum der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Forschung die privaten und öffentlichen Haushalte (Eigenbedarfsdeckung), die privaten und öffentlichen Betriebe (Fremdbedarfsdeckung) sowie die Ordnungs- und Prozesspolitik des Staates stehen, die intermediären Organisationen, der sogenannte Dritte Sektor, jedoch übersehen wurden. In den USA existieren etwa 900 000 Non-Profit-Organisationen. Und – wohl die überraschendste Feststellung – ihr Anteil am Volkseinkommen wird auf 4–5 Prozent geschätzt. In diesen Organisationen sind ein Achtel aller Beschäftigten tätig, dies ohne Berücksichtigung der unbezahlten Arbeit.

Für die Eidgenossenschaft, die ja zu den vereins- und verbandsdichtesten Ländern gehört, fehlt eine vergleichbare Darstellung über diese Organisationen und Institutionen.

Die Anatomie dieses Sektors

Als Folge des Forschungsdefizits ist der Wissensstand über diesen Sektor fragmentarisch. Amtliche quantitative Daten über die Zahl dieser sogenannten Non-Profit-Organisationen und deren Mitglieder fehlen ebenso wie über die Zahl der in diesen Organisationen Beschäftigten, über die finanziellen Mittel sowie über die Bedeutung der freiwilligen unentgeltlichen Tätigkeit. Bei diesem Informationsstand überrascht es nicht, dass dieser Sektor in seiner Bedeutung für Wirtschaft und Gesellschaft von Politik und Öffentlichkeit unterschätzt wird. Nun ist es allerdings bei der bestehenden Formenvielfalt dieser Nichterwerbsbetriebe alles andere als leicht, diese Gebilde klar zu definieren. Die Vielzahl der Begriffe, wie beispiels-

weise Selbsthilfeorganisationen, Non-Profit-Organisationen, nicht-kommerzielle Organisationen, Selbsthilfegruppen, Verbände, Interessengruppen, soziale Organisationen, Vereine, Clubs usw., die verwendet werden, weist auf die Schwierigkeit hin, dieses soziale Phänomen zu umschreiben. Die Versuche von *Ellwein*, *Blau/Scott* und *Weinberg* und *Burla*, über eine Typenbildung die Anatomie dieses gesellschaftlichen Körpers zu erfassen, erlaubt zweifelsfrei, Erscheinungsvielfalt sowie Aufgabenspektrum dieser Organisationstypen aufzuspüren und grössere Transparenz zu schaffen.

Im Wirtschafts- und Sozialbereich

Ein erster Strukturierungsansatz besteht hinsichtlich der Wirkungsbereiche. Non-Profit-Organisationen agieren auf Märkten und ausserhalb von Märkten. Typische Erscheinungsformen von auf Märkten agierenden Non-Profit-Organisationen sind die Genossenschaften. Unternehmungen mit Mitgliedern haben in der Eidgenossenschaft eine grosse Bedeutung. Vor 100 Jahren durchzog eine eigentliche Genossenschaftsbewegung unser Land. Private Haushalte kooperierten zur Beschaffung von Lebensmitteln (Konsumvereine), von Wohnraum (Wohnbaugenossenschaften), Haushalte und Unternehmen praktizierten kollektive Selbsthilfe im Banken- und Versicherungsbereich. In der Landwirtschaft und im Gewerbe besteht eine kaum übersehbare Fülle von Kooperationen. Einige Fakten zur Bedeutung des genossenschaftlichen Sektors: Bei Coop und Migros, den dominierenden Versorgungssystemen der privaten Haushalte, sind 2,8 Mio Haushalte Mitglieder. Die Raiffeisenbanken

verfügen mit 1218 Geschäftsstellen über das dichteste Bankennetz, 5 Prozent des Wohnungsbestandes ist im Eigentum von Genossenschaften. In der Versicherungswirtschaft haben Genossenschaften bzw. Versicherungsvereine auf Gegenseitigkeit (Mobiliar, Pax, Rentenanstalt und Patria) eine dominierende Marktstellung erworben. Fast alle der 120 000 Landwirtschaftsbetriebe sind Mitglieder von Genossenschaften, Mehrfachmitgliedschaften sind die Norm. Auch im Gewerbe spielen Kooperationen im Beschaffungsbereich für ihre Mitglieder eine fördernde Rolle.

Zusammenschlüsse von Unternehmen, freien Berufen und Arbeitnehmern in Verbänden erfolgen auf freiwilliger Basis. Im Gegensatz zu Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien bestehen in der Schweiz nur

wenige Zwangsverbände (z. B. Notariatskammern in einzelnen Kantonen). Die Verbände haben recht unterschiedliche Aktionsfelder. Sie reichen von Absprachen über koordiniertes Verhalten auf dem Markt, über den Abschluss von Kollektivverträgen, das Angebot von Dienstleistungen (die berufliche Aus- und Weiterbildung ist durch Verbände initiiert und getragen, z. B. kaufmännische Vereine), Versicherungsleistungen (z. B. Sterbekassen der Gewerkschaften, AHV-Verbandskassen), bis zur Bereitstellung von Informationen und der Beeinflussung der relevanten Umwelt (Lobby). Der *politische* Einfluss der Non-Profit-Organisationen ist nicht zuletzt auf ihre Referendums-Macht zurückzuführen.

Der Grad der verbandlichen Integration geht aus folgender Tabelle 1 hervor:

Berufs- und Wirtschaftsverbände nach Sektoren und Verbandsarten 1979
(ohne Spitzenverbände)

Sektor	Total	*Arbeitgeberverbände	Arbeitnehmerverbände	Sonstige Verbände
Land- und Forstwirtschaft	83	16	7	60
Industrie und Handwerk (ohne Baubranche)	376	320	31	25
Baubranche	36	26	4	6
Handel	208	173	20	15
Banken, Versicherungen	36	22	5	9
Verkehr, Post, Telefon	58	21	22	15
Werbung, Beratung	53	39	0	24
Unterricht, Kunst, Medien	55	12	21	22
Öffentliche Verwaltung	29	0	24	5
Sonstige Sektoren	171	56	36	79
Insgesamt	1105	675	170	260

*inkl. Verbände von freierwerbenden Personen
(aus: Handbuch Politisches System Schweiz, Bd. 2, S. 166)

Verbände des Freizeit- und Kulturbereiches

Während die Wirtschaftsverbände in der Schweiz von der Wissenschaft schon lange entdeckt sind (*Gruner, Küng, Werder, Linder*), sind die im Lebensbereich Freizeit und Kultur agierenden Organisationen noch wenig erforscht.

Zahlreiche Kunstmuseen sind ebenso der Initiative von Gruppen zu verdanken wie der Schweizerische Nationalpark. Das Wissen über unsere Alpen und Bergregionen verdanken wir dem Pionierwerk des Schweizerischen Alpenclubs (SAC). Das Inventar über die bedrohten Vögel ist ohne die ehrenamtliche Tätigkeit der Helfer der ornithologischen Vereine nicht denkbar. Nur ein Beispiel: *«Das vor 15 Jahren an die Hand genommene Brutvogelinventar, das als Grundlage für die Schutzwürdigkeitsbeurteilung von Landschaftselementen dient, ist in einem dreijährigen Endspurt abgeschlossen worden. 140 Amateurornithologen setzten 8000 Arbeitsstunden ein und legten im 1729 Quadratkilometer grossen Kanton Zürich 12 000 km zu*

Fuss zurück» («Neue Zürcher Zeitung» vom 16. 3. 1990, S. 57). In gleicher Richtung ist der Einsatz des World Wildlife-Fund für die bedrohte Flora und Fauna zu sehen. Zahlreiche Sportarten, Musik und Gesang vollziehen sich in Vereinen. Die Bedeutung dieser meist ehrenamtlichen Mitarbeit in sportlichen, kulturellen, wissenschaftlichen und religiösen Organisationen lässt sich kaum abschätzen.

Freizeit und Kultur sind durch eine unglaubliche Dynamik gekennzeichnet. Es sind die Wachstumsbranchen der Non-Profit-Organisationen in der post-industriellen Gesellschaft.

Soziales

Kirchliche und andere Verbände sind demgegenüber schon lange im Dienst Kranker, Behinderter und armer Menschen aktiv. Man denke an Caritas, Rotes Kreuz, Samariterbund, Pro Senectute, Pro Juventute, Tuberkulose- und Krebsliga, Pro Infirmis. Gerade in diesem Sektor ist entwicklungsgeschicht-

Private Beratungsstellen und Sozialdienste, Selbsthilfeorganisationen	350
Schulpsychologische Dienste	50
Berufsberatungen	25
Rechtsberatungsstellen	50
Heilpädagogische Dienste	65
Sozialdienste in Kirchgemeinden	120
Pfarrämter ohne Sozialdienste	210
Sozialdienste des Kantons und der Gemeinden	100
Fürsorgesekretariate/Behörden in Gemeinden	170
Sozialberatungsstellen in Betrieben	120
Gemeinschafts- und Freizeitzentren	120
Horte, Kinderkrippen, Tagesschulen, Werkjahrschulen	130
Total	1450

(aus: Handbuch Sozialwesen Schweiz, Zürich 1987, S. 300)

lich nachweisbar, wie rasch solche kollektiven Gebilde entstehen, um Bedürfnisse zu decken, aber auch, wieviel Leistung ohne Staat erbracht wurde. Auch dieser Sektor zeichnet sich durch eine hohe Dynamik aus (Selbsthilfegruppen, Senioren, Drogenhilfe, Aidshilfe). Pro Infirmis sichert mit seinen 270 qualifizierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein umfassendes dichtes Dienstleistungsangebot, um die Bedürfnisse der Betroffenen nach Autonomie und Integration zu decken. Im Jahre 1989 sind 3,6 Mio Spendengelder nur dieser Organisation zuzuflossen. Auch die öffentliche Hand (Bund, Kantone und Gemeinden) trägt zur Finanzierung bei.

Schwachstellen bei den Non-Profit-Organisationen

Diese freiwilligen, demokratisch strukturierten Organisationen agieren als intermediäre Gebilde zwischen Individuum und Staat. Je nach Tätigkeitsbe-

reich und Entwicklungsstand (grosse Organisationen) tragen sie Kulturmerkmale privater Unternehmen oder staatlicher Bürokratie. Manche Verbände haben sich in Richtung Dienstleistungsunternehmen entwickelt (z. B. Automobilclubs, Sportvereine). Andere, die im Sinne der Erfüllung staatlich übertragener Aufgaben wirken, oder stark durch die öffentliche Hand subventioniert werden, nähern sich bürokratischen Strukturen.

Auch in Non-Profit-Organisationen entscheiden Menschen in der Organisation für diese Organisation. Im Verlaufe der Entwicklung sind auch sie dem Dilemma Verfassungsnorm und -wirklichkeit ausgesetzt. Auch diese Organisationen können versagen, weil die persönlichen Ziele der Manager gegenüber den Zielen der Organisation dominieren, und weil das Engagement der Mitglieder, die Bereitschaft zur Partizipation und die Fähigkeit zur Selbstkontrolle abnehmen.

Ernst-Bernd Blümle

«Selbsthilfeorganisationen können bürokratische Leistungssysteme ergänzen, aber nicht ersetzen. Der bürokratische Apparat ist jedoch auf ein Mindestmass zu beschränken und möglichst leistungsfähig auszugestalten. Selbstverwaltungsmodelle bedürfen aber nicht nur der Unterstützung durch die staatliche Bürokratie, sondern auch der Zusammenarbeit mit professionellen Experten. In diesem Sinne stellt auch der Laisierungsgedanke keine ausschliessliche sozialpolitische Alternative dar.

Es gibt also keine Patentrezepte im Bereich der Umstrukturierung sozialer Dienstleistungen. Was von der Forderung nach Dezentralisierung, Privatisierung, Entbürokratisierung und Deprofessionalisierung sozialer Dienstleistungen übrig bleibt, ist die Feststellung, dass staatliche Sozialpolitik alles vermieden sollte, was zur Schwächung kleiner Netze durch überdimensionale bürokratische Apparate und finanzielle Restriktionen führt.»

Antonin Wagner, Wohlfahrtsstaat Schweiz, Bern 1985, Haupt, S. 248.